

## **Mobilität und Exzellenz**

### Erfahrungsbericht eines Papyrologen

Bernhard Palme (Univ. Wien)

Als Schlag- und Modewörter des aktuellen Wissenschaftsjargons sind „Exzellenz“ und „Mobilität“ heute in aller Munde. Auch den kausalen Zusammenhang zwischen beiden Begriffen wird kaum jemand bestreiten. Daß herausragende Forschung heute nicht mehr in der stillen Abgeschiedenen einer Studierstube geleistet werden kann, bedarf im Zeitalter der Telekommunikation keiner weiteren Erläuterungen. Forschung in Isolation ist wegen des rapiden Zuwachses an Wissen und rasant geführter Diskussion mehr denn je ein Ding der Unmöglichkeit. Die Einsicht, daß kreatives Schaffen den Austausch von Gedanken und den Tapetenwechsel braucht, ist freilich keineswegs neu. Seit dem späteren Mittelalter galt es bekanntlich für junge Gelehrte ebenso wie für Künstler und Handwerker geradezu als verpflichtend, auf die Lehrjahre in der Heimat die Wanderjahre in der Fremde folgen zu lassen. In den beiden vergangenen Jahrzehnten hat man diesen Gedanken — beflügelt durch Europa-Idee und Globalisierung — wieder verstärkt aufgegriffen. Neue Konzepte und Programme wurden entwickelt und zeigen bereits vielfältige Früchte.

Dem persönlichen Erfahrungsbericht, der den Meinungs austausch hier stimulieren soll, möchte ich einleitend einige Bemerkungen zu meinem Werdegang vorausschicken. Von der Ausbildung her bin ich Historiker; mein Fachgebiet sind die Altertumswissenschaften, meine spezielleren Arbeits- und Interessensgebiete sind die Papyrologie und die Epigraphik. Das Studium absolvierte ich an der Universität Wien, die eine beeindruckende Fülle an Ausbildungswegen und Kompetenzen in den Geisteswissenschaften anbietet. Im Reigen der umfassenden altertumskundlichen Disziplinen sind die Papyrologie und Epigraphik zwei kleine Fächer. Weltweit gibt es kaum 200 Papyrologen, wobei bei dieser Zahl auch schon gelegentliche „Zaungäste“ mitgezählt sind. Internationalität ist bei einem so überschaubaren Kreis an Fachkollegen von Anfang an eine Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit. Diese Internationalität manifestiert sich u.a. darin, daß nach wie vor (mindestens) vier Kongreß- und Publikationssprachen gepflegt werden (Deutsch, Englisch, Italienisch und Französisch), zu denen je nach Arbeitsgebiet noch die eine oder andere moderne Fremdsprache hinzutritt. Im Gegensatz zum Vorurteil mancher Kritiker, welche die Altertumswissenschaften gerne im sprichwörtlichen Elfenbeinturm ansiedeln möchten, sind just in diesen Fächern Mobilität und grenzüberschreitende Kooperationen unabdingbare Voraussetzungen vom ersten Tag des Studiums an. Ohne Feldforschung, ohne Mitwirkung an Ausgrabungen und Surveys, ohne Arbeit in verschiedensten Museen, Sammlungen und Archiven, und ohne extensives Bereisen der Mittelmeerländer und des Orients ist nicht einmal ein Studienabschluß möglich. Bei mir beispielsweise ergaben sich schon ab dem zweiten Studienjahr mehrfache und ausgedehnte Arbeitsaufenthalte im Epigraphischen Museum in Athen und etliche Besuche am renommierten Leopold-Wenger-Institut für Antike Rechtsgeschichte in München.

Wenn man im fortgeschrittenen Studium schließlich alle Einrichtungen seines Studienortes und das Repertoire seiner Lehrer kennt, dann ist es Zeit, an eine andere Einrichtung zu gehen. Wesentlich ist dabei die Wahl des Gastinstitutes. Man muß zu den besten Koryphäen,

den Instituten mit den am reichsten ausgestatteten Bibliotheken und sehr dynamischen Forschergruppen gehen. In meinem Fall trafen diese Kriterien auf das Institut für Papyrologie in Heidelberg zu, das noch dazu eingebettet ist in einen Verbund anderer altertumswissenschaftlicher Institute, die in gleicher Weise Weltruf genießen. Fachvertreter der Papyrologie war damals Dieter Hagedorn, der nach einmütiger Ansicht der Fachkollegen als einer der besten Papyrologen aller Zeiten gilt. Ihm zur Seite stand Bärbel Kramer, eine weitere herausragende Papyrologin. Dank einem Stipendium der Alexander v. Humboldt-Stiftung konnte ich eineinhalb Jahre in continuo an dieser hochkarätigen Forschungseinrichtung arbeiten. Der Einfluß, den dieser Aufenthalt auf meine wissenschaftliche Entwicklung und meinen weiteren Karriereverlauf hatten, ist kaum zu überschätzen.

Ohne Zweifel bringt das Kennenlernen neuer Methoden, Ansätze, Fragestellungen und unterschiedlicher Spezialisierungen im Fach sowie andersartiger Organisationsformen, Instituts- und Studienstrukturen generell eine wesentliche Erweiterung des Horizonts. Dies betrifft zum einen die institutionelle Ebene: Als Kontrapunkt setzt man bewußt und unbewußt die Vor- und Nachteile einer andersartigen Forschungslandschaft der bisherigen, altgewohnten Welt gegenüber. Man wägt ab, man vergleicht, man beobachtet — und formt dabei unversehens in seiner Imagination sehr konkrete Vorstellungen, wie eine ideale Forschungsstätte, die alle Vorzüge in sich vereint, gestaltet sein müßte. In diesen Jahren, so darf ich rückblickend sagen, prägten sich meine Ansichten aus, wie die Infrastruktur und — abseits des rational Meßbaren — die Stimmung, der Esprit einer Forschungsstätte sein muß, an der exzellente Arbeiten entstehen und auch langfristig Spitzenforschung gedeihen kann. Wenn man Jahre später an seiner eigenen Wirkungsstätte versucht, möglichst gute Rahmenbedingungen zu schaffen, dann wirkt dieses Ideal immer noch als ein motivierendes Leitbild.

Zum anderen profitiert natürlich die eigene Forschung und Persönlichkeitsentwicklung von den Impulsen, ungewohnten Perspektiven und zahlreichen Anregungen. Die Möglichkeit, neben und mit den Besten des Faches zu arbeiten, beflügelt und fordert. Vieles lag in meinem Fall an den sehr guten Arbeitsbedingungen, mehr noch aber an der faszinierenden Persönlichkeit Hagedorns, der größte persönliche Bescheidenheit mit höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen verbindet. Für meine ganze Generation war er die vorbildhafte Verkörperung des gleichermaßen lautereren wie brillanten Gelehrten. Seine Exzellenz war die Meßlatte unseres Strebens.

Hinzu kamen andere Stipendiaten aus aller Welt und Hagedorns eigene Schüler. Es herrschte immerzu jener freundschaftliche Agon, welcher den beste Nährboden für Höchstleistungen abgibt. Ich empfand die Arbeit an einem solchen Institut als Herausforderung, ja geradezu als Bewährungsprobe. Uns allen war klar: Hier haben wir die Meisterklasse zu bestehen. Bei jedem Fachsimpeln, jedem Disput, bei allen Vorträgen schwang stets unterschwellig die Frage mit: Kann ich in diesem Wettbewerb reüssieren? Das Messen an internationalen Maßstäben war von zentraler Bedeutung für meine eigene Standortbestimmung, für die alles entscheidende Frage: Wo stehe ich im internationalen Vergleich? Zugleich folgt dem Entdecken von Neuem und der Bewährung vor Fremdartigen auch eine Besinnung auf Eigenes. Man bemerkt, daß auch anderswo nicht alles Gold ist, was glänzt, und nicht alles zu

Hause minder oder provinziell war. Der Vergleich führt durchaus auf eine bewußtere Wertschätzung der eigenen Ausbildung, ein klareres Erkennen der Stärken.

Ein dritter wesentlicher Effekt von Auslandsaufenthalten ist die beträchtliche Ausweitung des Kollegenkreises, mit dem man persönlich bekannt ist. Exzellente Forschungsstätten sind stets zugleich Drehscheiben für gute Nachwuchsforscher mit Reisestipendium und für arrivierte Wissenschaftler auf Vortragstournee, sind Zielort kurzfristiger Studienaufenthalte und Asyl im forschungsfreien Semester. Man knüpft Kontakte und macht sich bekannt. Mobilität ist ein entscheidender Faktor im Bemühen um internationale Anbindung, sowohl was die Wirkung und Wahrnehmung der eigenen Forschungsergebnisse als auch den Aufbau weiter gespannter Netzwerke betrifft. Auf den Gedankenaustausch folgen oft gemeinsame Unternehmungen.

Alle drei genannten Effekte der Mobilität — persönliche Fortbildung, klare Analyse des institutionellen Umfelds und Netzwerkbildung — hatten in meinem Fall unmittelbare und massive Auswirkungen auf meine Forschungen und meine Laufbahn. Wie es bei Geisteswissenschaftlern üblich ist, war auch nach weit mehr als zehn Jahren in der Forschung nirgendwo eine einigermaßen sichere oder längerfristige Anstellung in Sicht. In diesen Jahren habe ich buchstäblich alle österreichischen Fördermöglichkeiten ausgeschöpft und schließlich nach dem Motte „*fortuna audaces adiuvat*“ den Antrag auf ein START-Programm gestellt. Die Zuerkennung des START-Preises hat mir nicht nur die Möglichkeit eröffnet, weiterhin in Österreich zu arbeiten, sondern sogar ein eigenes Forschungsteam zusammenzustellen. Dies war der zweite entscheidende Wendepunkt in meinem Forscherdasein.

Für die Durchführung des START-Projekts gelang es, drei exzellente Kollegen aus Deutschland, Italien und Griechenland zu gewinnen. Alle drei waren mir nicht nur durch ihre Publikationen, sondern durch Mobilitätsprogramme auch persönlich bekannt geworden, so daß ich ein genaues Bild von Ihrer Arbeitsweise hatte. Fritz Mitthof und Amphilochos Papatomas waren ein Dissertant bzw. Stipendiat Hagedorns, Federico Morelli hatte ein Post-Doc-Stipendium in Wien absolviert und war nach mir Humboldt-Stipendiat in Heidelberg. Die erfolgreiche Abwicklung des START-Projekts — 8 Monographien und über 200 Aufsätze in sechs Jahren — beruhte einerseits auf dem wissenschaftlichen Potential jedes einzelnen Mitarbeiters, andererseits aber ganz wesentlich auf den Erfahrungen und Kompetenzen, die jeder von seinem Heimatinstitut mitgebracht und an einem Gastinstitut im Ausland erweitert und perfektioniert hatte. Ferner verband uns ein Ethos und Leistungsanspruch, der wesentlich dem Geiste Hagedorns verbunden war. Wie sehr jeden einzelnen von uns die Wanderjahre geprägt hatten, wurde uns ebenso erst im nachhinein bewußt wie das Ausmaß, in dem die wissenschaftliche Entwicklung eines jeden der engen Zusammenarbeit während unseres Projektes verpflichtet ist. Auch nach dem Ende des Projektes dauern diese Kooperationen fort.

Heute erleichtern diverse Mobilitätsprogramme und Initiativen zum Studentenaustausch die internationalen Erfahrungen schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt des Werdeganges. In der Tat scheint mir dieser Ansatz sehr wichtig, weil er für viele den Auslandsaufenthalt erst ermöglicht und den Erwerb bzw. das Training der Fremdsprachen fördert. Viele praktische Aspekte, die später eine Mobilität erschweren, sind in den frühen

Studienjahren zumeist noch nicht spruchreif: Bindung durch Kinder, Schule, Beruf des Partners, eigene Wohnung etc.

Allerdings ist Beweglichkeit immer auch mit einem gewissen Risiko verbunden. Je nach familiärem und wirtschaftlichem Hintergrund kann die Schere zwischen dem theoretischen Wunsch nach Auslandserfahrung und der praktischen Durchführbarkeit mitunter breit auseinanderklaffen. Administrative Vorläufe und Hindernisse, finanzielle Mehrbelastungen und Anrechnungsprobleme bei unterschiedlichen Studienplänen und Curricula drohen die Studienzzeit zu verlängern. Verschulte Studienpläne und strikte Zeitvorgaben lassen wenig Freiräume für zusätzliche Aktivitäten auf freiwilliger Basis. Solche Faktoren wirken oft wenig ermunternd, ein Semester im Ausland zu wagen. Insbesondere wenn man an einer großen Universität mit vielfältigem Lehrangebot studiert, mag die Notwendigkeit eines Standortwechsels nicht zwingend genug erscheinen. Später, in der Post-Doc-Phase, lauern andere Gefahren. Noch immer kann es vorkommen, daß Assistentenstellen, Karenzvertretungen, Werkverträge etc. an jene vergeben werden, die gerade vor Ort sind. Hält man sich zum fraglichen Zeitpunkt im Ausland auf, dann steht zu befürchten, daß man vergessen oder übergangen wird. In den Zeiten radikaler Stellenkürzungen und Einsparungen läuft man Gefahr, womöglich zukunftssträchtige Chancen zu verpassen. Hier und da soll es sogar noch Professoren geben, die lieber brave Taschenträger als weitgereiste akademische Zugvögel einstellen. Ich möchte hoffen, daß hier aber schon ein Umdenkprozeß im Gange ist, welcher der internationalen Erfahrung mehr Bedeutung zumißt.

Eine wichtige Forderung scheint mir schließlich zu sein, daß die Mobilität auch im späteren Verlauf einer wissenschaftlichen Karriere niemals aufhört. Für etablierte Forscher und Universitätslehrer ist es nicht minder wichtig wie für Dissertanten oder Post-Docs, sich hin und wieder vom universitären Alltag loszureißen und frische Ideen und Impulse zu suchen, sich von eingefahrenen Schemata zu lösen, neue Kontakte zu knüpfen und neue Konzepte zu entwerfen — oder, falls Ermüdung und Routine drohen, neue Motivation zu schöpfen. Man kann nicht nur ausatmen; gelegentlich muß man auch einatmen. Nirgendwo kann das besser gelingen, als an einem Exzellenzzentrum fernab des heimatischen Schreibtisches und Telefons. Hat man einmal den Sprung auf die internationale Bühne geschafft, dann ergeben sich weitere Anknüpfungspunkte nahezu von selbst. In meinem Fall führten nach Heidelberg meine Forschungen mich nach Oxford, Paris, an die Cornell-University (N.Y.) und andere Wirkungsstätten. Entscheidend jedoch ist der erste Schritt; die anderen folgen.

Wenn man Stufe um Stufe der akademischen Hierarchie emporsteigt und dabei die nicht-wissenschaftlichen Aufgaben in Administration und Organisation überhandnehmen, dann bekommt Mobilität noch eine weitere Facette. Nur allzu leicht drohen vielerlei Verpflichtungen und volle Terminkalender einem von der Forschung mehr und mehr fernzuhalten, schließlich zu entfremden und am Ende die Kreativität womöglich ganz zu verschütten. Je komplexer die Einbindung am eigenen Standort, desto eher bietet nur noch ein Gastaufenthalt an einem anderen Institut die Möglichkeit zu ungestörter und kontinuierlicher Arbeit, um den Finger am Puls der Forschung zu behalten. Zudem scheint mir, daß die Bereitschaft zur Veränderung der gewohnten, eingefahrenen Umgebung oft unmittelbar mit

einer freien Beweglichkeit der Gedanken zusammenhängt. Neue Impulse und Herausforderungen einerseits und ungestörte Zeit zum Recherchieren andererseits, sowie hinreichend Muße, um die Gedanken frei schweifen zu lassen, sind unabdingbare Voraussetzungen für exzellente Forschung. Solche Konditionen findet man gewöhnlich nur als Gast an einer fremden Forschungseinrichtung.